

Als ich noch in der Küchentischschublade wohnte

Notz, Gisela

1995

<https://doi.org/10.25595/846>

Veröffentlichungsversion / published version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Notz, Gisela: *Als ich noch in der Küchentischschublade wohnte*, in: Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis, Jg. 18 (1995) Nr. 41, 63-75. DOI: <https://doi.org/10.25595/846>.

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY 4.0 Lizenz (Namensnennung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier:

<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY 4.0 License (Attribution). For more information see:

<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.en>

beiträge ***zur feministischen theorie*** ***und praxis***

mitgekriegt

Nationalsozialismus
Krieg Nachkrieg

41

beiträge ***zur feministischen theorie*** ***und praxis***

mitgekriegt

Nationalsozialismus
Krieg Nachkrieg

41

1. Auflage 1995

Eigenverlag des Vereins Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis e.V., Köln

Satz: DTP-Satz-Service Eul-Gombert, Bergisch Gladbach

Druck: Farbo Druck & Grafik Team, Köln

Impressum

beiträge

zur feministischen theorie und praxis

Hrsg.: Sozialwissenschaftliche Forschung & Praxis für Frauen e.V.

18. Jahrgang (1995) Heft 41

Redaktion: Ute Annecke, Rose-Marie Beck, Gaby Beckmann, Susanne v. Daniels, Heidrun Uta Ehrhardt, Gisela Notz, Brunhilde Sauer-Burghard, Michaela Wende, Christa Wichterich

Mitarbeiterinnen dieses Heftes: Bettina Bab, Aranath Böhm, Elife Elci, Monika Gerstendörfer, Idil Gülbalkan, Florence Hervé, Hanne Horn, Herta Kuhrig, Antje Lehmann, Antje Lindenmeyer, Michiko Mae, Gisela Medzeg, Birgit Meyer, Gisela Notz, Nicole Pirpamer, Christiane Pyka, Brunhilde Sauer-Burghard, Brigitte Schmidt, Dörte Stahl, Gerda Szepansky, Christa Wichterich, Gisela Wölbert, Irmgard Zeeden
Für die Unterstützung bei der Auswahl und Bereitstellung von Bildmaterial danken wir: Katharina Regenbrecht (Kölner Frauengeschichtsverein e.V.) und „Selma und Luisa“, Aktionsbündnis gegen Gewalt gegen Frauen, Köln

Die „beiträge“ erscheinen ca. dreimal im Jahr. Preis des Einzelheftes 23,- DM, Doppelheft 34,- DM, Abonnement (jeweils 3 Nummern) 65,- DM, Förderabonnement ab 95,- DM, Mitfrauenabonnement 62,- DM (jeweils inklusive Porto- und Verpackungskosten). Einzelhefte sind durch jede Buchhandlung oder direkt beim Verlag zuzügl. Versandkosten zu beziehen. Abonnements ausschließlich beim Verlag. Abbestellungen spätestens drei Monate vor Ende des Kalenderjahres möglich. Der Verlag erzielt keinen Gewinn. Mitarbeit erfolgt grundsätzlich ohne Honorar. Copyright by the authors. Nachdruck nur mit besonderer Erlaubnis des Verlages und unter Quellenangabe gestattet. Sämtliche Verwertungsrechte an Übersetzungen liegen beim Verlag. Für unverlangt eingesandte Manuskripte kann keine Haftung übernommen werden.

Verlags- und Redaktionsadresse: Niederichstr. 6, 50668 Köln, Tel.: 0221/13 84 90; FAX: 0221/139 01 94; Konto: Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis e.V., Konto-Nr.: 7 192 032 Stadtparkasse Köln (BLZ 370 501 98) und Konto-Nr. 56530-500 Postgiroamt Köln (BLZ 370 100 50)

Vertrieb von Einzelheften und Abonnements: Verlag des Vereins Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis e.V.

Auslieferung für den Buchhandel: (BRD, Österreich, Niederlande): SOVA, Friesstr. 20-24, 60388 Frankfurt, Tel.: 069/ 41 02 11; FAX: 069/ 41 02 80

Schweiz: ars.lit. Verlagsauslieferung, Byfangweg 7, CH-4051 Basel, Tel.:/FAX: 0041/61/271 18 82

INHALT

Editorial	Was heißt Verantwortung für uns?	5
mitgekriegt	<i>Gisela Wölbert</i> Lied	15
Nationalsozialismus		
Krieg Nachkrieg	<i>Gisela Medzeg</i> Flucht und Wiederkehr oder Die unbewältigte Vergangenheit	19
	<i>Brunhilde Sauer-Burghard</i> Durch die Augen meiner Mutter? Von Bildern der Vertreibung	29
	<i>Bettina Bab</i> Im falschen Moment laut gelacht ... Beispiele zwangssterilisierter Frauen in Bonn	33
	<i>Christiane Pyka</i> „Spröde und unnahbar“ Anmerkungen zur Entstehung eines Zeitungsartikels über das Erleben von Kriegsende und Nachkriegszeit <i>Christiane Pyka, Irmgard Zeeden</i> „Ich bin frei gekommen und habe überlebt. Millionen andere nicht.“	43
	<i>Antje Lindenmeyer</i> „Auschwitz und danach“ Zum Umgang mit Autobiografien	49
	<i>Aranath Böhm</i> Zeitreise	61
	<i>Gisela Notz</i> Als ich noch in der Küchentischschublade wohnte	63
	<i>Gerda Szepansky</i> Mein neues Leben	77
	<i>Herta Kuhrig</i> Nachdenken über unsere Prägungen im östlichen Nachkriegsdeutschland	83

Birgit Meyer
 „Denkt daran, wir Frauen müssen es machen!“
 Politisch aktive Frauen in der Nachkriegszeit 91

Brigitte Schmidt
 Zugezogen 103

Dörte Stahl
 Die Suche nach der eigenen Geschichte 109

Information, Dokumentation

Monika Gerstendörfer
 Verzeih Frau! ... oder widersprich Dir selbst!
 Einige Bemerkungen zum aktuellen Stand der Reform
 des Vergewaltigungsparagraphen 117

Christa Wichterich
 Internationale der Frauensolidarität – was nun?
 Ein Bericht zur 4. Weltfrauenkonferenz in Peking 121

Nicole Pirpamer
 Zur 6. Kunsthistorikerinnen-Tagung
 Ethnozentrismus und Geschlechterdifferenz
 in den bildenden Künsten und visuellen Medien 131

Michiko Mae
 Geschlechterverhältnis und kulturelle Differenz:
 Frauensprache und Kommunikation in Japan 134

Antje Lehmann
 Nationale und internationale Vernetzung der
 Frauenforschung
 Die Europäische Frauenforschungs-Datenbank „GRACE“ 143

Rezension

Johanna Ludwig, Rita Jorek
 Louise Otto-Peters. Ihr literarisches und publizistisches Werk,
 Katalog zur Ausstellung (*Florence Hervé*) 145

Auflösung des Kreuzworträtsels aus Heft 40 148

Vorankündigung Heft 42 149

Vorankündigung Heft 43 152

Autorinnen

153

Als ich noch in der Küchentischschublade wohnte

Ich war 1945, als die Hakenkreuzfahne vom Rathaus der Kleinstadt, in der ich lebte, geholt wurde, drei Jahre alt. Meine Mutter hatte mich in eine vaterlose Gesellschaft geboren. Ich erinnere mich an den Tag, an dem 1947 mein Onkel aus der Gefangenschaft nach Hause kam. Da meine Cousine, die mit ihrer Mutter im gleichen Haus wohnte, ihn als Vater zurückbekommen hatte, adoptierte ich ihn auch als solchen. Er war ein Fremder. Wir hatten ihn nie vorher (bewußt) gesehen. Aber ich wollte ein „normales“ Kind sein. Mein eigener Vater ist nie mehr aus dem Krieg zurückgekommen. Auch das war damals eigentlich normal. Ich kann mich an das Leben nach dem Krieg gut erinnern, obwohl ich von vielen Dingen nicht weiß, ob ich sie selbst erlebt habe oder aus den Erzählungen meiner Großeltern kenne. Bei uns zu Hause wurden viele politische Diskussionen geführt. Besonders sonntags vormittags, während meine Großvater mit Männern (Freunden oder Verwandten) am Küchentisch saß, meine Großmutter kochte und ab und zu kleinere Einwände dazugab und ich kleine Handreichungen machte und zuhörte. Damals lernte ich viel über Krieg und Faschismus, über die Rolle von Pfaffen und Klerikalen, über Fabrikbesitzer und Arbeitsmänner, über Männer, die sich die SA-Stiefel angezogen haben und es nachher nicht gewesen sein wollten, und über Nachbarn, die „abgeholt“ worden waren, wie Fritz S., ein Freund meines Opas, der nie mehr aus dem KZ nach Hause kam. Inhalte, von denen ich in der Schule nichts hörte.

Ich werde im folgenden versuchen, anhand von Quellenstudien und eigenen Erfahrungen ein Bild des „Westteils“ von Deutschland nach dem zweiten Weltkrieg nachzuzeichnen. Meine eigenen Erfahrungen werde ich nur manchmal einbringen. Die Rolle der „Zeitzeugin“ fällt mir (noch) schwer. Ich habe im Rahmen der gewerkschaftlichen Bildungsarbeit oft mit „Zeitzeugen“ gearbeitet. Die Zeit, über die sie geredet haben, habe ich nicht erlebt. Sie waren alt. Daß die Zeit, die ich erlebt habe, schon Historie sein soll, will mir nicht in den Kopf. Ich werde mich vor allem auf Arbeit und Leben von Frauen beziehen, denn ihnen gilt mein Hauptinteresse.

Ich weiß, daß Frauen nach dem zweiten Weltkrieg unterschiedliche politische Sozialisationserfahrungen zu verarbeiten hatten. Ich weiß, daß Frauen während des Nationalsozialismus Opfer und Täterinnen waren, daß es unzählige Mitläuferinnen und viel zu viele Heldenbewunderinnen gab, und ich weiß auch, daß manche Frauen voll in das faschistische System integriert waren und gut damit lebten.

Ich weiß aber auch, daß es Frauen gab, die dem faschistischen System Widerstand geleistet haben. Ihre Aktionsformen waren unterschiedlich und vielfältig. Ihre Motivationen waren religiöse, weltanschauliche oder politische. Sie waren aktiv in der „Roten Kapelle“ (Griebel/Coburger/Scheel 1992), in der „Weißen Rose“ (Scholl 1974) und in anderen Widerstandsgruppen. Sie leisteten Widerstand in der Emigration, in Rüstungsbetrieben und in Konzentrationslagern. Sie versteckten Verfolgte, halfen ihnen zur Flucht und sorgten für ihr Überleben, und sie schmuggelten antifaschistische Schriften und Flugblätter. Viele haben das mit dem Leben bezahlt. Verfolgt und ermordet wurden Kommunistinnen, Anarchistinnen, Jüdinnen und Frauen, die der „Rassenschande“ beschuldigt wurden, Sinti- und Roma-Frauen, lesbische Frauen, Russinnen, Polinnen, Bibelforscherinnen und andere, die nicht ins Naziregime paßten (vgl. Hervé, Steinmann, Wurms 1985, S. 458f.).

Ich habe einige Überlebende kennengelernt. Ich finde es wichtig, die zu erwähnen, die sich widersetzen gegen die Herrschenden, die zu allen Zeiten verlangen, daß sie mit-tun. Die feministische Erarbeitung von „Her-Story“ (Strobl 1989, S. 27 ff.), also der

Geschichte von Frauen, hat ergeben, daß es vor allem Frauen waren, die einen wichtigen Beitrag zu Bekämpfung des Faschismus und Nationalismus geleistet haben. Viele dieser Frauen versanken in Schweigen, während ihre männlichen Kameraden nach dem Krieg als Helden gefeiert wurden.

Überleben nach dem Kriege

Während des Zweiten Weltkrieges hielten Frauen Landwirtschaft, Haushalt, Kindererziehung, Betreuung von Pflegebedürftigen und soziale Arbeit aufrecht. Sie arbeiteten auch im Büro und an der Werkbank, obgleich das nationalsozialistische System Frauen (deutsche) in der Küche und im Kinderzimmer sehen wollte. Nach der Kapitulation der Deutschen nahmen hunderttausende Frauen Erwerbsarbeit in (fast) allen Wirtschaftsbereichen auf (vgl. Ruhl 1988, S. 7). Sie leisteten Aufbauarbeit an zerstörten Häusern und Wohnungen und in Industrie, Handwerk und Verwaltung. Im gesamten deutschen Gebiet waren 45% der Wohnungen nicht mehr zu benutzen (Oppens 1984, S. 36). Die Wohnungen mußten nach einem von den Besatzern festgelegten „Belegschlüssel“ belegt werden. Zum Beispiel ist für Bonn bekannt, daß eine Vier-Zimmer-Wohnung mit mindestens fünf Personen bewohnt werden mußte. Küchen mit mehr als zehn Quadratmetern galten als Wohnräume, zwei Kinder oder Jugendliche unter 18 Jahren galten nur als eine Person, (Rheinische Zeitung, April 1946).

Ich wohnte damals in der Küche des Häuschens meiner Großeltern am Rande einer kleinen Industriestadt. „Gartenstadt“ hieß die Siedlung, die einer durch Arbeiter gegründeten Genossenschaft gehörte. Wir lebten mit vier Erwachsenen und drei Kindern in drei kleinen Zimmern. Ich schlief auf dem Küchensofa, und alles, was ich als kleines Mädchen besaß, war in der Schublade des Küchentischs untergebracht: ein kleiner Geldbeutel mit ein paar Groschen für Eis, mein erstes Zeugnis, gesammelte Briefmarken, ein Bild meines Vaters im Sportdress in ein Herz eingerahmt, mein Lieblingsbuch „Elke der Schlingel“ und das Bild von Wilfried, dem Flüchtlingsjungen aus dem Nachbarhaus. Er war dort mit seiner Mutter einquartiert, bis sie eine eigene Wohnung bekamen. Noch viele Nachmittage rief ich nach ihm, aber er kam nicht herunter. So warf ich mich aufs Sofa in der Küche, das auch mein Bett war, und weinte in die Sofakissen. Die Wohnküche war der einzige beheizte Raum. Wenn ich beim Ein- und Ausgehen die Tür nicht schnell genug schloß, pflegte mein Opa daraufhinzuweisen, daß wir es uns nicht leisten könnten, den Garten zu heizen. Ich mochte lange Zeit keine Wohnküchen leiden, und ich sehnte mich nach einer zentralbeheizten Wohnung. Heute wünsche ich mir wieder einen Küchentisch mit Schublade, aber ich will nie wieder darin wohnen.

Den Hauptteil der zu leistenden Überlebensarbeit erbrachten die Frauen. Bei Kriegsende gab es in Deutschland 7,3 Millionen mehr Frauen als Männer. Fast 4 Millionen wirtschafteten ohne die Anwesenheit eines Mannes. 2,5 Millionen waren Kriegerwitwen mit Kindern (Kuhn 1992, S. 520). Die Ideologisierung der Kleinfamilie als – nach wie vor – einzige erstrebenswerte Lebensform verhinderte offenbar den offensiven Umgang mit anderen (Zusammen) Lebensformen. Heute wird der „Nachkriegsfamilie“ bescheinigt, sie habe sich in Krisenzeiten bewährt (Schelsky, zit. nach Frisé 1983, S. 47). Dennoch entwickelten viele Frauen offenbar ein neues politisches Selbstbewußtsein. Diese werden als starke, selbstbewußte Frauen beschrieben, die erkannt hatten, daß die Männer auf allen Gebieten versagt hätten und nun die Frauen „an der Reihe seien“ (vgl. Kuhn 1991, S. 18 f.). Heute wird ihnen vorgeworfen, daß sie aus dieser Stärke keine weitergehenden Forderungen abgeleitet hätten, sondern sich „wieder in die frühere untergeordnete Rolle“ gefügt hätten (z.B. Hoecker 1988, S. 85).

Frauen waren Trümmerfrauen

Frauen waren es, die in erster Linie die Trümmer des „Tausendjährigen Reiches“ beseitigten. Natürlich gab es auch damals nicht „die Frauen“, unterschiedliche Frauen waren (wie Männer) unterschiedlich betroffen. Die, die in den zerbombten Mietshäusern lebten, hatten andere Sorgen als die, die mit ihren schnell „entnazifizierten“ Gärten in ihren Villen am Stadtrand wohnen blieben. Es gab Frauen wie Männer, die das „Vergeben und Vergessen“ ihrer Nazi-Vergangenheit durch kleinere und größere Geschenke bei den entsprechenden Ämtern bewirken konnten (vgl. Markov 1989, S. 323) und bald wieder Amt, Würde und Nahrungsmittel hatten. Darüber, daß „die Bauern“ sich an den Früchten aus Feld und Garten selbst bereicherten, anstatt sie für die Stadtbevölkerung abzugeben, wurde immer wieder geklagt (z.B. RZ v. 2.4.1942). Auch diejenigen, die selbst ein bißchen Land zum Anbauen hatten, mußten (vielleicht) weniger hungern als die, die das nicht hatten.

Die Trümmerämter forcierten nach der Befreiung die planmäßige Entrümpelung. In Bonn rechneten die Planer mit dem „freiwilligen Einsatz der gesamten Bevölkerung“. Die Überreste der zerbombten Häuser blockierten die Straßen der Innenstädte. Bis zur Währungsreform schufteten 2.000 sogenannte „ehrenamtliche“ Aufbauarbeiterinnen hart. Die „Trümmerfrauen“, die unter „Anleitung“ von 120 „fachmännischen Vorarbeitern“ die Scherbenhaufen der „Herrenmenschen“ beseitigten, gehörten zum Alltagsbild der Stadt (RZ v. 2.3.1946). In vielen Städten bestimmten sie das Straßenbild. Von „Trümmernännern“ ist in den historischen Überlieferungen kaum die Rede. Teilweise mußten allerdings „schwer belastete Nazis (...) beim Trümmerräumen mithelfen, für deren Entstehung sie mitverantwortlich waren“ (DGB-Bildungswerk 1984, S. 154).

Die Trümmerfrauen gingen allerdings keinesfalls so strahlend an die Arbeit, wie sie heute oft dargestellt werden. Viele waren körperlich überlastet und psychisch überfordert. Für ihre Schwerarbeit stand ihnen nicht einmal wetterfeste Arbeitskleidung zur Verfügung. Sie halfen sich gegenseitig aus mit Wintermänteln, Holzschuhen, Männersocken, Fußlappen und Trainingsanzügen, banden sich Tücher um den Kopf und Lappen um die Hände. Während der Wintermonate waren Erfrierungen an den Händen keine Seltenheit. Unfälle durch einstürzende Mauern oder Explosionen von Minen und Blindgängern waren alltäglich. Daß Trümmerarbeit zum Teil Zwangsarbeit war, niedrig entlohnt worden ist und auch „ehrendienstliche Arbeit“ war, ist immer noch wenig bekannt.

Auch die Wirtschaft konnte nicht auf die Beteiligung der Frauen verzichten. Überall beim Wiederaufbau wurden sie dringend gebraucht. Ab Sommer 1945 begannen die Behörden – in der sowjetischen Besatzungszone ebenso wie in den westlichen Zonen – die arbeitsfähige Bevölkerung zur Pflichtarbeit heranzuziehen. Für die Nordrhein-Provinz galt, daß Frauen im Alter zwischen 16 und 45 Jahren sowie Männer zwischen 14 und 65 Jahren sich bei den zuständigen Arbeitsämtern melden mußten. Danach ordnete die Militärregierung „die ihm zumutbare“ Pflichtarbeit an. Pflichtarbeit war von der Militärregierung angeordnete Arbeit, die „gemeinnützigen Charakter“ haben und für den Wiederaufbau dringend erforderlich sein sollte (Mitteilungs- und Verordnungsblatt des Oberpräsidenten der Nordrhein-Provinz Nr. 1 / 20.8.1945). Bei Arbeitsverweigerung konnte die sowieso schon magere Lebensmittelzuweisung gänzlich gesperrt werden. Im Herbst 1945 verschlechterten sich die Lebensbedingungen weiter, daher verschärfen die Alliierten die Sozialgesetze; sie führten z.B. Lohnstopp ein, beschränkten die Möglichkeit zum Arbeitsplatzwechsel, hoben Arbeitsschutzbestimmungen auf und strichen Kriegsversorgungszulagen. Hinter diesen Maßnahmen

stand eindeutig die Absicht, Frauen in verstärktem Maße zur Aufnahme einer Erwerbsarbeit zu zwingen (vgl. Ruhl 1988, S. 40). Lediglich Mütter, die Kinder unter 14 Jahren oder hilfsbedürftige Angehörige zu betreuen hatten, waren von der Pflichtarbeit ausgenommen. Da die Zahl der Hilfsbedürftigen (Kranke, Schwache, Unterernährte, Alte, Kriegsversehrte, Waisen) rapide gewachsen war, führte die Zuweisung der Pflege- und Sorgearbeiten an die Familien – bei gleichzeitiger Einsparung von notwendigen Heim- und Pflegestätten – oft ebenfalls zur Überforderung auch der von der Pflichtarbeit ausgenommenen Frauen. Zudem mußten sie hungern: Es spielte keine Rolle, wieviel Menschen sie zu Hause zu versorgen hatten, Frauen, die keiner außerhäuslichen Erwerbsarbeit nachgingen, wie auch „ehrenamtliche Trümmerfrauen“ blieben Hausfrauen und bekamen die geringfügigsten Lebensmittellkarten. Pfarrer, Künstler und Schuldirektoren hingegen wurden wie Schwerarbeiter eingestuft und bekamen doppelt soviel Brot und viel mehr Fleisch als die Hausfrauen.

Im September 1945 wurde in der Nordrhein-Provinz (und etwas später auch in anderen Regionen Deutschlands) eine leicht veränderte Version des „Pflichtjahres“ für Frauen, wie es im Nationalsozialismus bestand, wieder eingeführt. Diesmal als „land- und hauswirtschaftlicher Einsatz der weiblichen Jugend“ (vgl. Mitteilungs- und Verordnungsblatt des Oberpräsidenten der Nordrhein-Provinz v. 10.9.1945 Nr. 1, S. 17). Danach durften unverheiratete Frauen unter 21 Jahren nunmehr nur in anderen Betrieben eingestellt werden, wenn sie bereits ein land- oder hauswirtschaftliches Jahr absolviert hatten. Mit diesem Pflichtjahr sollte nicht nur der bereits beginnenden hohen (weiblichen) Jugendarbeitslosigkeit bei gleichzeitigem Arbeitskräftebedarf in Haus- und Forstwirtschaft entgegengewirkt werden, es diente auch der Aufrechterhaltung der geschlechtshierarchischen Arbeitsteilung. Die Frauen wurden so auf ihre zukünftige Aufgabe als Hausfrau und Mutter vorbereitet (Kuhn, Schubert 1984, S. 163). Gewerkschaftlich organisierte Frauen wehrten sich vor allem mit dem Hinweis auf die Anknüpfung an nationalsozialistische Arbeitspolitik gegen dieses Pflichtjahr. Sie hatten damit keinen Erfolg. Allerdings galt ihr Kampf weniger der Zuweisung der Hausarbeit an Frauen qua Geschlecht, denn auf der anderen Seite unterstützten sie die Einführung von hauswirtschaftlichem Unterricht in den Schulen und eines hauswirtschaftlichen Lehrjahres „für solche Mädchen, die sich bei einer grundlegenden Besserstellung dieses Berufes freiwillig wahrscheinlich zahlreicher als bisher für ihn entscheiden würden“ (Enderle 1947, S. 11).

Die wichtigsten und zugleich schwierigsten Kämpfe, vor allem der Frauen in den Gewerkschaften, waren die um „gleichen Lohn für gleiche Leistungen“ und für bessere Ausbildungen für Frauen. Die Männer beklagten immer wieder, daß der Kampf deshalb so schwer zu führen sei, weil verhältnismäßig wenig Frauen Mitglieder in den Gewerkschaften seien – hingegen beanstandeten Frauen, daß Gewerkschaften, mit wenigen Ausnahmen, durchweg von Männern geleitet wurden und in allererster Linie männliche Interessen vertraten.

Die Überlebensarbeit war ebenfalls Frauenarbeit

Die Entwicklung der Erwerbsarbeit der Frauen ist nicht zu trennen von der Entwicklung der Überlebensarbeit, die ganz offensichtlich voll und ganz bei den Frauen lag. Historikerinnen bezeichnen sie nicht nur als ungeheure gesellschaftliche Leistung, sondern ebenso als bewußt von Frauen konzipierte und gestaltete Überlebenspolitik (z.B. Kuhn 1991, S. 18). Es gibt Anhaltspunkte dafür, daß Hausarbeit, anders als in „normalen Zeiten“, über den Bereich der Kleinfamilie hinaus gemeinsam organisiert

wurde. Küchen wurden gemeinsam benutzt, Küchen- und Gartengeräte ebenso, was allerdings angesichts der durch festgelegte „Belegschlüssel“ zwangsweisen Zusammenführung von dort arbeitenden Frauen oft als stark konfliktbehaftet erlebt wurde.

Ich kann mich gut erinnern, wieviel Zeit und Kraft das Herbeischaffen von Nahrung, Brennmaterial und Kleidung meine Großmutter kostete. Ich erinnere lange Bahnfahrten zu einem abseits gelegenen Dorf, zu dem ich meine Großmutter zum Wäscheflicken und Kinderkleidernähen begleitete. Aus Stoffresten und abgelegten Sachen fertigte sie die wunderbarsten Kunstwerke und bekam dafür Brot und Schinken. Ich erinnere auch, daß ich nur ungern die wunderschöne Küchenuhr weggeben wollte, die fortan nicht mehr unsere Küche, sondern die Bauernstube in Alitzheim zierte. Den seltenen Genuß des Schinkens, der in unserer Speisekammer hing und nur an besonderen Tagen in dünnen Scheiben abgeschnitten wurde, vergesse ich jedoch nie.

Meine Oma hielt Hühner, wir gaben ihnen die Küchenabfälle, und sie legten dafür Eier. Außerdem hatte Oma zahlreiche Angorakaninchen, deren Wolle sie, fein säuberlich sortiert, an eine Wollfabrik in Kulmbach schickte. Dafür erhielt sie Garn für unsere Strümpfe und Pullover. Wir hatten zudem zwei kleine Gärten in der Nähe des Häuschens. Oma und Opa zogen mit dem Leiterwagen durch die Straßen und brachten die geernteten Früchte nach Hause. Oftmals bekamen Nachbarinnen einen Teil der Ernte ab, und sie gaben dafür, was sie „übrig“ hatten. Kinder, die uns besuchten, halfen begeistert bei der Obst- und Beerenernte, vor allem, wenn sie selbst keinen Garten zu Hause hatten. Ohne diese Form der Selbstversorgungswirtschaft hätte der Industriearbeiterlohn meines Großvaters nicht ausgereicht. Meine Großmutter versorgte die Gärten, die Hühner, die Hasen. Sie strickte unsere Pullover, nähte Kleider für sich, für die Kinder und für Frauen, die etwas mehr Geld hatten als sie. Sie war Hausfrau.

Mein Großvater war sein Leben lang stolz darauf, daß seine Frau es nicht „nötig hatte“ zu arbeiten. Meine Großmutter war noch im hohen Alter darauf stolz, daß sie nie die Hände in den Schoß gelegt hatte.

Wohl kann ich mich daran erinnern, daß es ein Festtag war, wenn die erweiterte Großfamilie – zu ihr gehörten Tanten, Onkel und Tante Frieda, eine „alleinstehende“ Frau aus der Nachbarschaft, die mich Schlittschuhlaufen lehrte – um den Küchentisch saß und ein frisch geschlachtetes Kaninchen verzehrte. Daß wir Kinder oft gehungert hätten, daran kann ich mich nicht erinnern. Ich sehe jedoch die Bilder mit den eingefallenen Gesichtern meiner Großeltern. Sie sahen aus „wie die schlechte Zeit“, sagte meine Oma später. Und ich erinnere mich auch daran, wie begierig wir Nahrungsmittel aßen, die es selten gab, wie z.B. Eierkuchen aus „richtigen“ Eiern, also nicht aus Eipulver.

Frauen versuchten auf jede mögliche Art, zu Lebensmitteln zu kommen. Wer keinen eigenen Garten hatte, behalf sich mit anderen Flächen oder erntete die Früchte des Waldes und die Kräuter der Wiese. Aus Bonn ist z.B. bekannt, daß die Hofgartenwiese und andere Grünanlagen mit Kartoffeln bepflanzt wurden. Im Herbst 1947 berichtete die Rheinische Zeitung, daß Tausende „mit Kind und Kegel“ durch die Bonner Wälder zogen, um Bucheckern zu sammeln, die sie gegen Margarine und Speiseöl eintauschten (vgl. Notz 1989, S. 338). Kochbücher mit Rezepten zur Verwendung von „wilden“ Früchten und Kräutern hatten Hochkonjunktur.

Täglich erlebten die Frauen Stockungen in der Milch-, Mehl- und Brotversorgung. Die zur Existenz notwendige Kleidung und Wäsche fehlte ebenso wie Wohnungen, Möbel, Kohlen und Strom. Die mit Lebensmittelkarten rationierte Nahrung deckte meistens nur die Hälfte des täglich notwendigen Kalorienbedarfs oder noch weniger. Die Zeitungen berichteten über Menschen, die verhungert waren, oder über Männer, die an ihren Maschinen zusammengebrochen waren. Daß trotz der chronischen Unterernährung und mangelnden Heizmittelversorgung die meisten überlebten, ist besonders

dem Improvisationsgeschick, der Intelligenz und der Fantasie der Frauen zu verdanken. Schlange stehen beim Einkauf von Brot, Fleisch, Fisch und Fett, beim Abholen der Lebensmittelkarten waren noch das geringste Übel. Vielfach erhielten die Frauen trotz aller Mühen nicht einmal die auf den Karten verzeichneten Waren, sondern nur ungleichwertigen Ersatz, bisweilen auch gar nichts.

Schwarzhandel, Schwarzschlachten, Schwarzbrennerei, Lebensmittelkarten- und Bezugsschein„schwindel“, Diebstahl von Briketts, Möbeln und Nahrungsmitteln gehörten zum Alltag. Schwarzmarkt bedeutete Illegalität und Kriminalität, aber auch eine Bastion der Privatinitiative und des Überlebens (vgl. Boelcke 1986). Die Gerichte waren ständig mit Delikten, die sich aus der Alltäglichkeit der illegalen Beschaffungssaktionen ergaben, befaßt.

Die Rheinische Zeitung vom April 1946 berichtete von der Verurteilung einer Frau – Mutter von sieben Kindern, wie im Artikel ausdrücklich betont wird – zu 300 Mark Geldstrafe wegen Möbel- und Hausratdiebstahls. Die Schwarzmarktpreise stiegen z.T. ins Astronomische: Heinrich Böll förderte aus alten Notizbüchern „denkwürdige Budgetziffern“ zutage. „Zwei Pfund Mehl, ein halbes Pfund Butter: 325 Mark. Das Monatsgehalt einer Lehrerin ...“ (1985). (Fast) soviel hatte auch die „Mutter von sieben Kindern“ an Geldstrafe zu bezahlen. Da blieb ihr mit Sicherheit nur der Weg ins Gefängnis.

Wie überlebensnotwendig der offiziell verfemte Schwarzhandel damals war, zeigt eine Umfrage, die Ende 1947 unter Freiburger StudentInnen durchgeführt worden war: Auf die Frage: „Glauben Sie, daß Menschen, die manchmal etwas im Schwarzhandel kaufen, zu verteidigen oder zu verurteilen sind?“, antworteten 70 % mit „zu verteidigen“ und nur 6 % mit „zu verurteilen“ (Boelcke 1986, S. 123). Kölns Polizeipräsident ging 1946 von einer Anzahl von mindestens 20.000 Schwarzhändlern aus, z.T. „berufsmäßige Schwarzhändler“ mit „geachtetem Namen“ (S. 198). Die freilich konnten leichter 300 M Strafe zahlen.

Der Schriftsteller Thaddäus Troll verwies 1947 darauf, daß der Schwarzmarkt janusköpfig sei: auf der einen Seite destruktiv, auf der anderen Seite lebensnotwendig (zit. nach Boelcke 1986, S. 123).

Die Behörden versuchten vergeblich, dem Schwarzmarkt gegenzusteuern. Aus ihrer Sicht waren Schwarzhandel und Hamstern verantwortlich für fehlende Lebensmittel. Sie stellten sicher, was ihnen als illegaler Besitz erschien. Die Bonner RZ (v. 2.4.1947) vermutete das Übel anderswo: „Anstatt Frauen, deren Männer arbeiten, die Handtasche mit Spinat abzunehmen, sollte man dafür sorgen, daß die Bauern abliefern“. Außerdem würden die für die Ernährung verantwortlichen Stellen vollkommen versagen, weil sie weder auf einer gleichmäßigen Verteilung der Lebensmittel noch auf einer rigiden Erfassung der im Lande erzeugten Nahrung bestanden hätten. Verantwortlich für die schlechte Versorgungslage wurde auch die alliierte Wirtschaftspolitik gemacht, die den Schwerpunkt auf die Ankurbelung der Grundstoff- und Produktionsgüterindustrie legte und die landwirtschaftliche Erzeugung und die Konsumgüterindustrie hinten ansetzte (vgl. Kuhn u. Schubert 1984, S. 122). Daran waren allerdings die schnell „entnazifizierten“ Industriellen ebenfalls interessiert.

Demonstrationen von Frauen und Hungerstreiks in den Betrieben waren vor allem Proteste gegen die katastrophale Ernährungslage, beinhalteten aber auch politische Forderungen nach einer anderen Wirtschaftspolitik. Geschichtsschreiber berichten heute, daß der Hunger im Denken und Streben der meisten Menschen *den* zentralen Platz einnahm (z.B. Gries 1991), das heißt aber nicht, daß die Frauen, die sich an den „Hungermärschen“ beteiligten, und die streikenden ArbeiterInnen *ausschließlich* mit der Organisation von Lebensmitteln, wie heute fälschlich geschlossen wird, beschäf-

tigt waren. Wir wundern uns heute über die Energie der Frauen, die Streik- und Demonstrationsparolen ausgaben und sich an antifaschistischer und antikapitalistischer Arbeit beteiligten. GewerkschafterInnen gingen immer wieder gegen ungerechte Löhne, für Aufhebung des Lohnstopps, gegen Preiswucher und für die Überführung der Bergwerke, Eisen- und Stahlbetriebe, der Energiewirtschaft und des Verkehrswesens in Gemeineigentum auf die Straße.

Der Aufbau einer neuen, anderen Gesellschaft scheiterte

Die Forderung nach Sozialisierung der Schlüsselindustrien und die Problematisierung der Verbindung von Faschismus, Großkapital und Militarisierung ging nach Kriegsende durch die Programme aller politischen Parteien und Gewerkschaften.

Im Zuge des wirtschaftlichen Wiederaufbaus bildeten sich in den Betrieben neben (gemischtgeschlechtlichen) Antifaausschüssen auch antifaschistische Frauenausschüsse. In mehr als 5.000 Frauenausschüssen schlossen sich Frauen vor allem in größeren Städten zusammen. Sie wollten eine neue Gesellschaft mit politischer und wirtschaftlicher Gleichberechtigung der Frauen aufbauen (vgl. Kuhn 1992, S. 518). Sie kamen aus verschiedensten sozialen Schichten, parteipolitischen und weltanschaulichen Richtungen oder waren parteilos.

Die Programme einiger Ausschüsse beschränkten sich auf traditionell frauenspezifische Bereiche wie Versorgung mit Lebensmitteln, Kleidern und Möbeln, Erziehung und Bildungswesen, Mütterberatung und Kleinkindbetreuung, Fürsorge und Wohlfahrt, Wohnraumverteilung sowie Kontrolle der Lebensmittelversorgung (vgl. Aufbau Nr. 5/1945, S. 3).

Andere Ausschüsse richteten Forderungen nach Abschaffung des § 218, Gleichberechtigung der Frauen auf allen Gebieten des Lebens, Mitwirkung in der öffentlichen Verwaltung, gleichem Recht auf Arbeit, gleichen Aufstiegsmöglichkeiten, gleicher Entlohnung, führenden Stellungen im Erziehungswesen (Rheinische Zeitung v. 20.4.1946) an die Politik. Einige machten es ausdrücklich zu ihrem Programm, „Kampfgemeinschaften gegen den Faschismus“ zu sein. „Nie wieder Krieg, nie wieder Faschismus!“ war ihre Parole. Zum Beispiel wurde vom Bremer Frauenausschuß berichtet, daß nur Frauen mitarbeiten konnten, „die nicht Mitglied der NSDAP waren, oder das Frauenabzeichen trugen oder aktiv in den Gliederungen der NSDAP tätig waren, sondern in den zwölf Jahren der Naziherrschaft ihre antifaschistische Gesinnung bewahrt haben“ (Aufbau Nr. 5/1945, S. 3). Ebenso gab es Frauenausschüsse mit internationalistischen Ansätzen, die das Ziel darin sahen, „mit den Frauen anderer Länder Verbindung zu bekommen, um gemeinsam mitzuhelfen an der Erhaltung des Weltfriedens“ (ebenda).

Den sich neu formierenden Parteien waren die überparteilichen Frauenausschüsse freilich von Anfang an ein Dorn im Auge. Ihre Mitglieder argumentierten damit, daß sich die Frauen den Parteien anschließen und sich dort einbringen sollten. Das lehnte die Mehrzahl der Aktivistinnen ab. Mit dem Wiederaufbau der kapitalistisch organisierten Wirtschaft und dem während der 50er Jahre beobachteten „Rückzug ins Private“ (Meyer-Braun 1988, S. 122) verschwanden die Frauenausschüsse oder schlossen sich dem Demokratischen Frauenbund Deutschlands (DFD) oder anderen Organisationen an. Einige kämpften auch weiterhin gegen Faschismus und Militarismus, für Frieden, Aufbau einer demokratischen Republik in politischer und wirtschaftlicher Einheit und für die Verwirklichung der Gleichberechtigung der Frauen (Nöding 1983). Politisch aktive Frauen hatten es im Zeichen des „kalten Krieges“ nicht leicht. Sie wurden schon wieder observiert und diskriminiert (vgl. Notz 1990).

Von der Handwerkerin zur Hausfrau

Frauen arbeiteten nach dem Kriege nicht nur in den klassischen weiblichen Berufen: Krankenpflege, Sozialdienste, häusliche Dienste. Auch in der Landwirtschaft, im Handel, im Banken- und Versicherungswesen, als Busfahrerinnen und als Polizistinnen hatten viele eine Beschäftigung gefunden. Frauen standen „ihren Mann“, wie das heute noch oft betont wird. Sie durften sogar, weil Männerarbeitskraft fehlte, in „typischen männlichen Berufen“, vor allem im Wohnungsbau, tätig sein. Frauen arbeiteten als Tischlerin und Dachdeckerin, als Schriftsetzerin, Drechslerin und Steinmetzin. Bemerkenswert war vor allem der Einzug der Frauen in fast alle technischen Berufe. Vorübergehend durften sie auch dort zeigen, was sie können, wo sie zu „normalen Zeiten“ eine Konkurrenz der Männer darstellten.

Mit der wirtschaftlichen Entwicklung nach der Währungsreform von 1948 und der Heimkehr der Krieger aus der Gefangenschaft sowie dem Wegfall von Arbeitsplätzen durch Demontage, Rüstungskonversion und Rationalisierung sollten Frauen wieder zurück an den Herd. Das war schon nach dem Ersten Weltkrieg so. Und da sie nicht von selbst diesen Platz einnahmen, war es verordnet worden:

Es ging schon damals darum, „die Arbeitskraft der Frauen im Wirtschaftsleben wieder in eine ihrer Eigenart entsprechenden Weise einzuordnen, sei es durch Rückführung in die Familie, die mit allen Mitteln gefordert werden muß ..., sei es durch Überführung in Berufe, die entweder schon vor dem Frieden Frauenberufe waren oder sich im Verlauf der wirtschaftlichen Entwicklung als für sie geeignet erwiesen haben...“ Auf jeden Fall sollte den männlichen Arbeitskräften eine ausreichende Zahl von Arbeitsplätzen zugesichert werden. Man hatte Sorge um die „ernsten Gefahren ..., die aus der plötzlichen oder lange dauernden Arbeitslosigkeit größerer Frauenmengen, namentlich in Industriezentren, für Ruhe und Ordnung“ entstehen und fürchtete Gegenwehr. Deshalb sollten die Frauen nicht auf einmal, sondern, soweit wie möglich, „nacheinander in Gruppen“ entlassen werden. Zuerst traf es diejenigen, die nicht auf Erwerbsarbeit „angewiesen waren“, weil „deren Ernährer wieder ausreichend verdienten“ (Verordnung des Kriegsministeriums „betrifft: Frauenarbeit in der Übergangswirtschaft“ v. November 1918, in: Arbeitsrecht und Arbeitsschutz, Sozialpolitische Maßnahmen der Reichsregierung seit 9.11.1918, Berlin 1919). „Wir leben in einer Übergangsgesellschaft“, heißt es in dieser Verordnung. Ähnliche Verordnungen gab es auch nach der Rückkehr der Krieger und Kriegsgefangenen nach Ende des Zweiten Weltkriegs.

Frauen blieb die „freiwillige“ Arbeit in der Familie und im „Ehrenamt“, die durch das Auftreten neuer Hilfsbedürftiger erheblich expandierte. Verordnungen unterstützten wieder einmal das Anliegen der Männer. Arbeitsämter waren angewiesen, bei der Vermittlung von Männerarbeitsplätzen nur noch Männer zu berücksichtigen (Rühl 1988, S. 72). Aus Bonn wird berichtet, daß weibliche Angestellte unter 25 Jahren nicht mehr in kaufmännische Berufe vermittelt werden konnten, da diese den männlichen Angestellten vorbehalten bleiben mußten (RZ vom Mai 1946).

Männer hatten schnell die „Schalthebel“ wieder besetzt. Die „natürliche Hierarchie“ der Über- und Unterordnung sollte wieder hergestellt werden. Daran war Mann interessiert.

Die Rückkehr zur „Normalität“?

Es gibt viele Belege dafür, daß weite Teile der Bevölkerung ihre Hoffnung auf eine „Normalisierung“ der industriellen Produktion innerhalb der „sozialen Marktwirtschaft“ sowie die Rückkehr der Männer und damit einhergehende Wiederherstellung

der alten Rollenverteilung richteten. Frauen haben den „Platz zu Hause“ mitunter „freiwillig“ eingenommen. Sie waren erschöpft, wollten wieder ein „normales Leben führen“ und verschwanden von der Bildfläche (vgl. Strobl 1989, S. 30). Es war leicht, manchen einzureden, daß sie unter der Doppelbelastung litten und froh seien, sich wieder ganz ihren Lieben zu widmen. Vielleicht waren manche auch von der Mütterideologie des Nationalsozialismus und der davorliegenden Zeit geprägt (vgl. Meyer 1989, S. 834) und wurden deshalb wieder das nach Schutz verlangende Heimchen am Herd.

Daß Frauen „ohne Murren“ an den Herd gingen, kann dennoch nicht behauptet werden. Es gibt auch Belege dafür, daß Frauen sich nicht mehr in alte Zwänge fügten. Die heimgekehrten Patriarchen wurden noch lange nicht von allen Frauen als „Haupternährer“ oder „Familienoberhaupt“ anerkannt. Helma Sanders hat in ihrem Film „Deutschland, bleiche Mutter“ erschütternd dargestellt (Sanders-Brahms 1980), wie viele Frauen nach den Jahren der Selbständigkeit nicht bereit waren, wieder zurückzustecken. Die patriarchale Kleinfamilie war in der Realität schwer erschüttert. Als „gefährdet“ galten vor allem „solche Familien, in denen die Frau nach der Rückkehr des Ehepartners aus der Kriegsgefangenschaft nicht ohne weiteres bereit war, ins zweite Glied zurückzutreten“ (Ruhl 1988, S. 26). Ein Viertel aller Zusammenlebensformen waren sogenannte Mütterfamilien, in denen Frauen die Rolle der „Ernährerin“ übernommen hatten (Böttger 1990, S. 101). Für sie war der propagierte Rückzug in die Familie ohnehin nicht möglich.

Viele Frauen wollten ihr eigenes Einkommen und ihre wirtschaftliche Unabhängigkeit beibehalten. Das galt u.a. für Frauen in hochqualifizierten Berufen (Thurnwald 1948), aber auch für Arbeiterinnen und „kleine Angestellte“.

So protestierten Dortmunder Arbeiterinnen gegen drohende Entlassungen. Sie wollten ihre im Kriegeinsatz eingenommenen Arbeitsplätze mit verhältnismäßig hohen Lohnsätzen 1949 behalten und sträubten sich nachdrücklich dagegen, daß die Stellen mit männlichen Arbeitskräften besetzt werden sollten. Die Frauen argumentierten damit, daß sie während der Kriegsjahre trotz schwerer Bombenangriffe und nachfolgender Hungerjahre diese Arbeit verrichtet hätten und sie nun auch weiter verrichten wollten. Das Gewerbeaufsichtsamt räumte ein, daß lediglich „soweit es sich um Frauen mit besonders schwierigen wirtschaftlichen Verhältnissen handelt, eine gewisse Berechtigung der Einwendungen nicht bestritten werden kann“ (Gewerbeaufsichtsamt Dortmund 1949, zit. nach Ruhl 1988, S. 94 f.).

Der Publizist Walther von Hollander beschrieb die offensichtlich ambivalente Situation 1946 wie folgt: „Nun gibt es unzählige Frauen (...), die nur allzugern die Last des männlichen Lebens wieder an den Mann zurückgeben würden, während nicht alle ebenso bereit sind, die Lust des männlichen Lebens, seine relative Ungebundenheit aufzugeben“ (zit. nach Ruhl 1988, S. 36).

Die Ideologie der Beschränkung der Frauen auf die ihr scheinbar zustehenden Orte hatte – trotz anderer – Praxis in der neu gegründeten Bundesrepublik Deutschland Hochkonjunktur. Häuslichkeit wurde wieder schick. Der Schlager von der weißen Hochzeitskutsche dröhnte aus allen Volksempfängern. Nicht zu unterschätzen ist die Rolle der Kirchen, die Anstand, Sitte und ein geordnetes Familienleben predigten, und dafür war die (Haus)Frau zuständig. Die intakte Familie war das Symbol der Nachkriegszeit.

Damit das „Familienoberhaupt“ seine Interessen in Beruf, Politik und Öffentlichkeit wahrnehmen konnte, mußte die (Haus)Frau ihm den Rücken freihalten. Sie mußte das Familienglück sicherstellen. Familienfrauen strahlten aus allen Illustrierten, von allen Leinwänden und Plakatwänden. Auch die Wahlplakate der Parteien waren sich zum

Verwechselln ähnlich. Auf allen prangten Mütter mit ihren Kindern. Sie hatten volle Einkaufskörbe, und im Hintergrund stand ein schönes Eigenheim (vgl. Böttger 1990, S. 100).

Wenn eine Frau im Beruf stand, galt die patriarchale Kleinfamilie als nicht intakt, die Kinder aus solchen Ehen hielt man für gefährdet. „Schlüsselkinder“ wurden in Film, Funk und Presse in die Kategorie der Entwurzelten und Verwahrlosten eingereiht. Berufstätigkeit wurde nur noch den bemitleidenswerten Geschöpfen zugestanden, die aufgrund des „Frauenüberschusses“ keinen Mann abbekommen hatten und selbst verdienen mußten. „Ein verheirateter weiblicher Beamter“ war, nach § 63 DGB zu entlassen, wenn er – z.B. durch Heirat – wirtschaftlich „versorgt“ war (zit. nach Ruhl 1988, S. 74). Wenn Frauen „arbeiten mußten“ sollten sie Berufe ausüben, die den „biologischen Besonderheiten“ der „weiblichen Wesen“ entsprachen, also sorgen und pflegen. Die übrigen Frauen waren wieder für das Privatleben zuständig. Die Orte, an denen Politik gemacht wurde, waren den Männern vorbehalten. Die Ausnahmesituation war zu Ende.

Aber auch zum Aufgeben des politischen Engagements waren nicht alle Frauen bereit. Immerhin tobten harte Kämpfe um den Gleichberechtigungsartikel im Grundgesetz (vgl. hierzu Böttger 1990). Und es waren Frauen, die vor allem gegen Remilitarisierung und (atomare) Aufrüstung mobilisierten. Sie schlossen sich in der westdeutschen Frauenfriedensbewegung, in der Weltbewegung der Mütter, im demokratischen Frauenbund Deutschlands und in anderen Organisationen, deren Programme frauen- und friedenspolitische Anliegen verknüpften, zusammen. Sie waren schon wieder Außenseiterinnen, Kommunistinnen oder machten sich des Kommunismus verdächtig, was als ebenso schlimm galt. Ihre Organisationen wurden im Zeichen des kalten Krieges als „kommunistische Tarnorganisationen“, als „östlich gesteuert und finanziert“ diffamiert (vgl. Notz 1990, S. 165).

Das Bundesamt für Verfassungsschutz bemühte sich sehr um die politisch aktiven Frauen. Ihr Protest ist beinahe untergegangen. Wer weiß noch von den über 1.000 Frauen, die z.B. 1952 gegen das Wehrgesetz protestierten und brutale Polizeieinsätze und Wasserwerfer zu erleiden hatten (Nöding 1983, S. 87) oder von der „Ohne uns“- bzw. „Ohne mich“-Bewegung der Jahre 1950/51, in deren Rahmen Frauen 9.119.667 Menschen befragten, von denen sich 94 % gegen die Remilitarisierung Deutschlands und für den Abschluß eines Friedensvertrags aussprachen (ebd., S. 61)?

Die fünfziger Jahre

Auch in den 50er Jahren waren noch längst nicht alle Haushalte vom „Wirtschaftswunder“ erfaßt. Viele Menschen lebten nach wie vor in „ärmlichen Verhältnissen“.

Der hart umkämpfte Gleichstellungsartikel konnte zwar durch die „Mütter des Grundgesetzes“, allen voran Elisabeth Selbert (vgl. Böttger 1990) durchgesetzt werden. Er stellte jedoch lediglich eine juristische Korrektur der Chancenungleichheit der Frauen dar. Faktisch bestand diese jedoch weiter. Unterstützt durch das bürgerliche Gesetzbuch (BGB): Danach hatten verheiratete Frauen bis 1977 nach wie vor den Haushalt in eigener Verantwortung zu führen. Sie durften nur dann erwerbstätig sein, wenn sie ihre Pflicht in Ehe und Familie nicht vernachlässigten. Es gab also nach wie vor nach der herrschenden Auffassung keine autonome Definition der Frau. Sie war abgeleitet vom Mann (vgl. Mayer-Braun 1988, S. 167).

Alternative Lebensformen der Frauen untereinander oder in Form von „Onkelehen“ wurden zwar gelebt, jedoch nicht als Alternative akzeptiert, sondern gesellschaftlich diskriminiert. Die Forderungen nach Wohnberechtigungsscheinen für Frauenwohngemeinschaften (vgl. Ruhl 1985, S. 141 und 146) rechtlicher Gleichstellung von verhei-

rateten und unverheirateten Frauen liefen ins Leere, obwohl die traditionellen Familienbeziehungen faktisch für zahlreiche Frauen zur Disposition standen, Frauen für „freie Liebe“ eintraten und viele Frauen Kinder außerhalb bürgerlich legitimer Ehen als „uneheliche Mütter“ zur Welt brachten.

Auch für mich gab es in den fünfziger Jahren, als Arbeitertochter am Rande einer Kleinstadt wohnend, keine andere Lebensvorstellung als „sich versorgen“, das hieß heiraten und Kinder bekommen. Die Alternative einer „alten Jungfer“ erschien nicht erstrebenswert. „Alte Jungfern“ waren bedauernswerte Gestalten, gesellschaftlich nicht angesehen. Hinter ihrem Rücken wurde getuschelt. Sie hatten „keinen Mann abbekommen“. Die Schwester meines Großvaters war so eine. Mein Großvater hatte mich gelehrt, mich nicht vor Menschen, die mir übergeordnet worden sind oder die sich mir überordnen, zu beugen. Er hat mich aber auch gelehrt, daß es für ein Mädchen wichtig ist, einen Mann zu finden, der eine Familie ernähren kann. Ich brauchte keine Berufsausbildung, weil ich später ja doch heiraten würde. Mit 16 Jahren ging ich als ungelernte Verwaltungskraft ins Büro, was gegenüber anderen Arbeitertöchtern, die als „Laufmädchen“ in die Fabrik mußten, bereits ein Privileg war. Mein Chef las die deutsche Nationalzeitung und erzählte von Kriegen und Feinden. Anders als mein Großvater. Ich heiratete schließlich wirklich und gehörte ins Haus des (eigenen) Mannes. Heute höre ich oft, viele Mädchen meiner Generation hätten auf eine Ausbildung „verzichtet“, weil sie schnell Geld verdienen wollten.

Ich kann mich darüber ärgern, wenn die fünfziger Jahre so dargestellt werden, als hätten junge Mädchen damals immer nur amerikanische Jazzmusik gehört, wären mit Petticoats und Stöckelschuhen durch die Gegend spaziert und hätten sich fortwährend von breitschultrigen jungen Männern irgendwelche Cocktails servieren lassen. Das verschleiert die harte Auseinandersetzung vieler Frauen, die gegen Remilitarisierung und atomare Aufrüstung kämpften und ihre Söhne bei der Wehrdienstverweigerung unterstützten. Solche Frauen kannte ich. Das verschleiert den Kalten Krieg, der nicht nur gegen KommunistInnen, sondern gegen jede und jeden geführt wurde, der eine von der Adenauer-Regierung abweichende Meinung vertrat. In der Schule wurde uns vorgelesen, daß, wer an den Weltjugendfestspielen teilnimmt, von der Schule fliegt.

Meine Großeltern und ich wohnten immer noch in dem Siedlungshäuschen ohne Nierentische, ohne Bad und ohne Fernseher. Ich fuhr noch immer das schwere altmodische Fahrrad meiner Mutter. Vorkriegsqualität, behauptete mein Großvater, wenn ich ein leichtes, neues haben wollte, mit modischem „Sportlenker“. Wir aßen hauptsächlich, was im Garten angebaut wurde, und in Italien war ich nie. Ich ärgere mich noch heute, wenn Lebensmittel weggeworfen werden oder in Kühlschränken und anderswo „vergammeln“. Meine „Restesuppen“ haben mir einen Ruf als gute Köchin eingebracht.

Rückblick und Ausblick

In der Zeitung lese ich, daß die Erwerbslosenrate der Frauen, gerade in den „neuen Ländern“, wo sie alle berufstätig waren, ständig in die Höhe geht. In der Zeitung lese ich, daß deutsche Soldaten in Bosnien Krieg führen. In der Zeitung lese ich, daß die Automobilausstellung Rekordbesuche verzeichnet. In der Zeitung lese ich, daß Radfahrer in den USA nicht nur Helme tragen, um bei Unfällen den Kopf zu schützen, sondern sich auch Gasmasken über das Gesicht ziehen, damit sie sich durch die Abgase der fahrenden oder im Stau stehenden Autos nicht vergiften. Abgebildet ist ein Radfahrer mit Gasmasken. Im Hintergrund steht ein kleines Mädchen. Um den Bauch trägt es eine blaue Gürteltasche aus Segeltuch mit roten Lederpaspeln. Darin ist eine Gasmasken. Das Mädchen hat sie oft zu Hause zur Probe aufgesetzt, weil die ängstliche Großmutter das so wollte. Sie geht zum Bunker, nicht weit vom Siedlungshäuschen. Unterwegs sieht sie einen Mann, er hat eine Waschschüssel aus Emaille auf den Kopf gesetzt,

aus Angst vor Bombenhagel. Die Nachbarin sagt, er tickt nicht richtig. Die Großmutter erklärt dem Mädchen, daß dies (leider) kein ausreichender Schutz sei. Nach „Kriegsende“ will das Mädchen die Gürteltaschen nicht tragen, obwohl sie so modern sind. Das Mädchen fährt ohne Sturzhelm Fahrrad, nie wieder will es eine Gasmasken tragen, und niemals wird es Männer verstehen, die sich Helme aufsetzen und in den Krieg ziehen.

Literatur

ARBEITSRECHT UND ARBEITSSCHUTZ, Sozialpolitische Maßnahmen der Reichsregierung seit 9.11.1918, Berlin 1919

AUFBAU Nr. 5/Juli 1945

BOELCKE, Willi H.: Der Schwarz-Markt 1945-1948. Vom Überleben nach dem Kriege, Braunschweig 1986

BÖLL, Heinrich (Hrsg.): Niemandsland. Kindheitserinnerungen an die Jahre 1945-1949, Köln 1985

BÖTTGER, Barbara: Das Recht auf Gleichheit und Differenz. Münster 1990

BRAUN, Günter: Der Wiederaufbau Berlins – Eine Stadt auf dem Weg zu neuen Aufgaben, in: Industrie- und Handelskammer (Hrsg.): Berlin und seine Wirtschaft. Ein Weg aus der Geschichte in die Zukunft, Berlin 1987

DGB-BILDUNGSWERK E.V. Kreis Schweinfurt (Hrsg.): „Nach dem Krieg war keiner Nazi gewesen ...“ Arbeiterbewegung in Schweinfurt 1928-1945, Schweinfurt 1984

ENDERLE, Irmgard: Frauenüberschuß und Erwerbsarbeit. Köln 1947

FRISÉ, Maria: Erbarmen mit den Männern, Reinbek 1985

GEWERBEAUFSICHTSAMT DORTMUND: Proteste von Frauen gegen ihre Entlassung vom 31.12.1949, zitiert nach Ruhl, Klaus-Jörg: Unsere verlorenen Jahre, Darmstadt/Neuwied 1985

GRIEBEL, Regina/COBURGER, Marlies/SCHEEL, Heinrich: Erfast? Das Gestapo Album zur Roten Kapelle, Halle/S. 1992

GRIES, Rainer: Die Rationen-Gesellschaft, Münster 1991

HERVÉ, Florence/STEINMANN, Elly/WURMS, Renate: Kleines Weiberlexikon, Dortmund 1985

HOECKER, Beate: Frauen leisten Überlebensarbeit, in: Beate Hoecker, Renate Meyer-Braun: Bremerinnen bewältigen die Nachkriegszeit, Bremen 1988, S. 46-85

KUHN, Annette/SCHUBERT, Doris: Frauen in der deutschen Nachkriegszeit, Band 1, Düsseldorf 1984

KUHN, Annette (Hrsg.): Die Chronik der Frauen, Dortmund 1992

DIES.: 1945 – Versäumte Emanzipationschancen? Feministische Überlegungen zur Refamiliarisierung nach 1945. In: Friedrich-Ebert-Stiftung, Gesprächskreis Frauenpolitik (Hrsg.): Frauen in den neuen Bundesländern: Rückzug in die Familie oder Aufbruch zur Gleichstellung in Beruf und Familie? Bonn 1991, S. 17-43

MARKOV, Walter: Neubeginn 1945: Willkommen und Abschied, in: Matzerath, Josef (Hrsg.): 54 Kapitel Bonner Stadtgeschichte, Bonn 1989, S. 323-328

MAYER-BRAUN, Renate: Frauen ohne Männer, in: Hoecker, Beate; Mayer-Braun, Renate (Hrsg.): Bremerinnen bewältigen die Nachkriegszeit, Bremen 1988, S. 166-191

DIES.: Der Bremer Frauenausschuß (BFA), in: a.a.O., S. 107-123

MERKEL, Ina: ... und Du, Frau an der Werkbank, Berlin 1990

MEYER, Birgit: Viel bewegt – auch viel erreicht? Frauengeschichte und Frauenbewegung in der Bundesrepublik, in: Blätter für deutsche und internationale Politik, H. 7/1989, S. 832-842

MITTEILUNGS- UND VERORDNUNGSBLATT des Oberpräsidenten der Nordrhein-Provinz vom 10.9.1945 (1)

NÖDINGER, Ingeborg: Frauen gegen Wiederaufrüstung, Frankfurt/M. 1983

NOTZ, Gisela: Frauenarbeit zum Nulltarif. Von der ehrenamtlichen Tätigkeit zur Professionalisierung und zurück. In: Franke, Alexa u. Ingrid Jost (Hrsg.): Das Gleiche ist nicht dasselbe. Zur subkutanen Diskriminierung von Frauen, Tübingen 1985, S. 106-121

DIES.: Die namenlosen Frauen. In: Matzerath, Josef (Hrsg.): 54 Kapitel Bonner Stadtgeschichte, Bonn 1989

DIES.: Unser Fräulein Doktor hat uns immer die Wahrheit gesagt. Klara Marie Faßbinder, in: Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis, H. 27/1990, S. 161-171

DIES.: Die Nachkriegsgesellschaft war eine Frauengesellschaft – warum blieb sie es nicht? In: Hypathia. Historische Frauenforschung in der Diskussion, Dezember 1992, S. 4-12

OPPENS, Edith: Ruhelose Welt. In: Oppens, Edith, u. Michel, Ernst u.a.: Die Frau in unserer Zeit. Ihre Wandlung und Leistung, Oldenburg 1984

RHEINISCHE ZEITUNG, Jahrgänge 1946 – 1948

RUHL, Klaus-Jörg: *Unsere verlorenen Jahre*, Darmstadt/Neuwied 1985

DERS. (Hrsg.): *Frauen in der Nachkriegszeit: 1945 – 1963*, München 1988

SANDERS-BRAHMS, Helma: *Deutschland, Bleiche Mutter. Film-Erzählung*, Reinbek 1980

SCHOLL, Inge: *Die weiße Rose*, Frankfurt/M. 1974

STROBL, Ingrid: „Sag nie, du gehst den letzten Weg“. *Frauen im bewaffneten Widerstand gegen Faschismus und deutsche Besatzung*, Frankfurt/M. 1989

THURNWALD, Hilde: *Gegenwartsprobleme Berliner Familien*, Berlin 1948

VERORDNUNG über die Leistung von Pflichtarbeit vom 31.7.1945 (Mitteilungs- und Verordnungsblatt des Oberregierungspräsidenten der Nordrhein-Provinz Nr. 1 / 20.8.1945)

VOGELSANG, Thilo: *Das geteilte Deutschland*, München 1975

